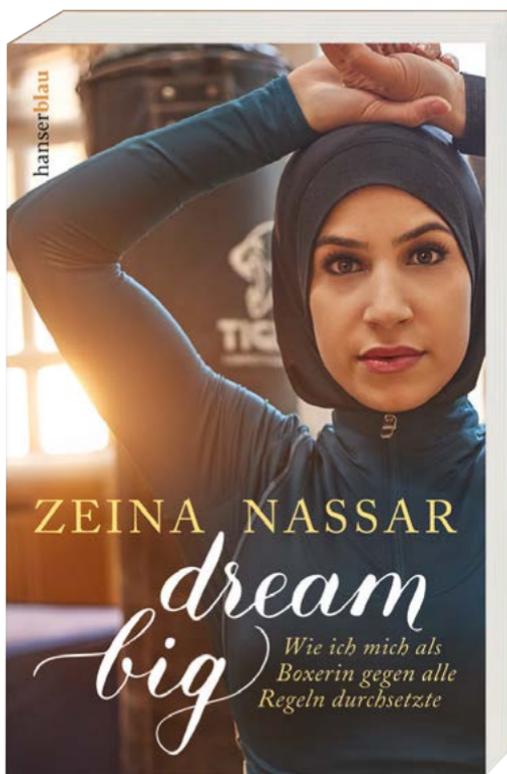


Leseprobe aus:
Zeina Nassar
Boxerin



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

hanserblau

hanserblau

Zeina Nassar

*dream
big*

*Wie ich mich als
Boxerin gegen alle
Regeln durchsetzte*

hanserblau

Bildnachweis:

S. 7 © Younes Al-Amayra | S. 15 © privat | S. 75 © Raphael Malik |
S. 141 © privat | S. 197 © David Kaliga

Namen von Personen wurden stellenweise geändert.

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-446-26654-4

© 2020 hanserblau in der Carl Hanser Verlag
GmbH & Co. KG, München

Unter Mitarbeit von Jessica Guaia

Umschlag: ZERO Werbeagentur, München

Foto: © Henning Heide

Satz im Verlag

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

INHALT

PROLOG

K.O. 9

EINS

Herkommen 17

Ankommen 45

ZWEI

Glauben 77

Wissen 101

DREI

Etwas ändern 143

Sich zeigen 169

EPILOG

O.K. 199

DANK

205

*Dieses Buch widme ich allen Kindern, Jugendlichen
und Erwachsenen, die ähnliche Situationen, wie ich sie
erlebte, überwunden haben. Aber auch allen, die
weniger erfolgreich waren oder die ans Aufhören denken.
Glaubt weiter an eure Ziele und sucht euch euren Weg.
Folgt euren Träumen und verändert euer Leben.*

PROLOG



K. O.

Die gerösteten Sonnenblumenkerne, die in Kreuzberg an jeder Ecke verkauft werden, und Sommerregen, noch bevor der erste Tropfen zu spüren ist und sich der Beton dunkelgrau färbt – es gibt fast nichts, was besser riecht. Nur eines: Sporthallen. Mit ihrem typischen Geruch aus Leder, Schweiß, Gummi und auch ein bisschen Moder. Noch lieber mag ich es, wenn dieser Duft von einer Hand aufgewirbelt wird, der ich gerade ausgewichen bin, sodass ich nur noch den Luftzug auf meiner Wange spüre. Denn dann steigt mir nicht nur die Sporthallenluft in die Nase, sondern auch der Sieg.

Ich muss einfach gewinnen. Wenn ich beim Mensch ärgere Dich nicht keine Sechs würfle, ärgere ich mich sehr. Die Option zu verlieren gibt es nicht. Nicht heute, nicht irgendwann. Ob es UNO oder ein Wettkampf ist, und heute steht Letzteres an. Seitdem mich vorhin mein Wecker aus einem Schlaf mit intensiven, aber diffusen Träumen gerissen hat, gilt mein einziger Gedanke dem Gewinnen. Die banalen Aufgaben wie Zähneputzen und Anziehen erledige ich wie in Trance. Nur auf das Beten konzentriere ich mich. Anschließend bin ich wieder ganz beim Wettkampf.

Meine Trainerin und ich machen uns auf den Weg in die

Bruno-Gehrke-Halle in Berlin-Spandau. Im westlichsten Westberlin. Die Fahrt dauert eine Ewigkeit, wie kann das noch Berlin sein? Aber vielleicht liegt es auch an meiner Nervosität. Mein Atem geht schnell, ich bin aufgekratzt und aufgeputzt, verbissen und vorfreudig. Es ist, als würde mein Körper unter Elektrizität stehen. Oder sind diese kleinen Signale, Stromstöße und Herzschläge vielleicht außer Takt? Kaum angekommen, checkt mich die Ärztin durch.

»Zunge raus!«, befiehlt sie, und ich strecke die Zunge raus. Sie schaut streng, und ich wundere mich, wie man bei meiner Einstein-Grimasse so humorlos bleiben kann. Kein auffälliger Belag. Sie nimmt meine Handgelenke, leuchtet in meine Pupillen, klopft mir auf die Knie, legt ein Stethoskop auf mein Herz und meine Lunge und wiegt mich. Die Waage zeigt: Ich bin ein Fliegengewicht in Topform für den Kampf. Nachdem die Ärztin genickt und alle Werte notiert hat, kann ich endlich in die Halle. Ab jetzt darf ich wieder alles essen, was ich will. Und vor allem habe ich Zeit, mich in Ruhe aufzuwärmen.

Ruhe. Zum ersten Mal heute spüre ich sie. Während ich in einer Ecke seilhüpfe, sehe ich, wie Sonnenstrahlen durch die meterhohen Fenster fallen und alles milchig weiß erscheinen lassen. Die Staubpartikel zirkulieren in der Luft und glitzern im Licht, irgendwie magisch. Ich mache einen Moment Pause und merke gar nicht, wie sich die Halle nach und nach füllt. Doch dann vernehme ich Tuscheln und Menschen, die mich ansehen, als wäre ich ein entlaufener Leopard. Ältere Herren in Anzügen zeigen auf mich. Das ist doch wohl keiner meiner wirren Träume, das ist zu real. Ich sehe an mir herunter. Ist etwas verrutscht? Meine neuen blauen Satinshorts passen wie angegossen, der bauchnabelhohe Bund ist nicht zu eng und nicht zu weit, die Schuhe sind geschnürt. Jetzt schauen sie

mir direkt ins Gesicht. Ich schaue weg, dehne mein linkes Bein, dann das rechte, hebe meinen linken Ellbogen und führe die Faust am Hinterkopf zwischen den Schultern nach unten. Das Gleiche möchte ich auch mit dem anderen Arm tun, aber ein Mann baut sich vor mir auf. Bevor ich fragen kann, was er will, schießt es aus ihm wie aus einem Revolver:

»So willst du doch nicht boxen, oder?«

»Häh?«, sage oder denke ich, so genau kann ich das nicht mehr sagen, aber ich weiß, dass ich nicht länger begriffsstutzig bin. Ich verstehe. Willst du so boxen? Als Frau? Willst du so boxen? Mit Kopftuch? Ich könnte entgegnen: Willst du so nerven? Mit Gehirn?

Andere Menschen dürfen einfach Sport machen. Ich muss mich immer doppelt beweisen. Ich kämpfe nicht nur im Ring, ich kämpfe um mein Recht. Aus den Lautsprechern höre ich meinen Namen. Zeina Nassar. Ich zupfe an meinem Kopftuch, an den Ärmeln und gehe zum Ring. Ich springe durch die blauweiß-roten Seile und schaue mich im Raum um. Ich achte mehr darauf, was geredet wird, als dass ich mich auf das fokussiere, was ich schon so lange will.

»Bist du bereit?«, fragt mich meine Trainerin.

Seit etwa einem Jahr trainiere ich für diesen Kampf, und manche sagen, ich sei unschlagbar. Es gibt niemanden mehr in meinem Verein, mit dem ich mich messen kann. Niemand möchte mehr mit mir kämpfen. Ich bin stärker als jede einzelne meiner Sparringpartnerinnen. Natürlich bin ich bereit, ich muss bereit sein. Auch wenn ich weiß, dass meine heutige Gegnerin fünf Kämpfe mehr hat als ich und Berliner Meisterin ist. Ich bin bereit, erst recht, als ich in die Augen meiner Eltern und meiner Onkel sehe. Sie sind gekommen. Ein kleines Läch-

cheln, und da ist er wieder, der Siegeswille. Es gibt keine andere Option. Ich will sie nicht enttäuschen.

Der Gong ertönt. Ich gehe in Deckung, pirsche mich an die Gegnerin heran, tänzele, tauche ab und auf, aber was geht hier vor sich? Ich brauche dreißig Sekunden, um zu verstehen, dass ich vor gefühlt zweihundert Menschen boxe, und weitere dreißig Sekunden, um zu durchschauen, was meine Gegnerin vorhat, wie ihr Boxstil ist. Und während ich noch überlege, bekomme ich einen Jab, eine Gerade mit ihrer Führerhand. Erst auf meine Handschuhe, dann streift ihre Hand meinen Kiefer, ich komme nicht zum Zug, ich habe das Gefühl, dass ich es nicht einmal versuchen kann. Ich werde wütend, weil hier etwas gewaltig schief läuft. Wieder der Gong. Zwei Minuten sind vorbei. In der Ecke redet die Trainerin auf mich ein, ich höre gar nichts, nur ein Pfeifen in meinem Ohr und wie der Gong nochmals ertönt.

Jetzt, in der zweiten Runde, werde ich angreifen, das Spiel zu meinem machen. Aber es geht alles noch schneller als in der ersten Runde, und gleichzeitig fühlen sich die zwei Minuten wie eine Stunde an. Ich spüre die Faust meiner Gegnerin in meinem Gesicht, in meinen Rippen und die Tränen in meinen Augen. Und noch während des Kampfes wird mir etwas bewusst. Manche sagen dazu »schmerzlich bewusst«, ja so ist es, schmerzlich, und ich weiß nicht, ob das an den Schlägen liegt, die ich einstecke. Aber mir wird klar, dass ich mich gerade nicht nur wie ein Kind fühle, sondern dass ich fast noch eines bin. Ich bin doch erst fünfzehn Jahre alt. Dies ist mein erster Wettkampf. Mein erster offizieller Wettkampf, die Berliner Meisterschaften. Ich kassiere einen Haken. Wir haben doch gerade eben erst aufgehört, die bunten Papierblätter mit den Diddl-Mäusen zu sammeln, zu tauschen und sie fein säuber-

lich in Plastikhüllen abzuheften. Ich jedenfalls. Mir kommt mein Ordner in den Sinn, die Diddl-Maus mit den eng zusammenstehenden Augen und dem Lächeln, das dümmlich naiv wirkt, aber auch so freundlich. Ich sehe den Boden des Boxringes, spüre die schnellen Schläge, so schnell, dass ich sie nicht zählen kann, der Boden ist blau, und ich sehe die Farbkleckse auf den Diddl-Blättern vor mir, in Rot, Orange, Gelb. Dann die Maus unter Wasser, umgeben von Herzchen, als Pilot, ob es eine boxende Diddl-Maus gibt? Oder eine boxende Diddlina mit Kopftuch?

Und woran ich heute nicht denke, aber woran ich hätte denken sollen: Ich bin erst fünfzehn Jahre alt und schon Wegbereiterin. Ich bin das erste Mädchen, die erste Frau, die offiziell mit dem Kopftuch in den Ring steigt.

Doch gerade fühle ich mich wie eine Versagerin, suche nach meinen Eltern, um zu sehen, ob sie es bereuen. Ein weiterer Haken, ich schmecke Eisen, ist das Blut? Meine Beine zittern. Der Ring wird immer kleiner, ich nehme alles in Zeitlupe wahr, ich suche den Schiedsrichter mit der schwarzen Fliege. Ich sehe nur noch gleißendes Licht, kurz darauf die Dunkelheit, und aus dieser heraus höre ich: Eins. Zwei. Drei.

EINS



HERKOMMEN

Woher kommst du?« Diese Frage höre ich oft. Manchmal ist es beinahe kindliche Neugier, manchmal offensichtliche Arroganz. Woher soll ich denn kommen? Welche Antwort ist denn zufriedenstellend? Die Antwort »Berlin« ist es nicht, denn auf diese folgt die zweite oft gehörte Frage:

»Woher kommst du wirklich?«

Als würde ich lügen. Vielleicht sollte ich einfach lügen, denn ich sollte mich nicht rechtfertigen müssen. Ich komme wirklich von nirgendwo anders her. Ich war immer schon hier. In Kreuzberg.

Friedrichshain-Kreuzberg ist von der Fläche her mit 20,4 Quadratkilometern der kleinste Bezirk in Berlin und gleichzeitig der Bezirk, der am dichtesten besiedelt ist. Pro Quadratkilometer leben hier 14 172 Menschen. Insgesamt sind es 289 120 Menschen, etwas weniger als die Hälfte davon Menschen mit Migrationshintergrund. Man müsste also meinen, dass sich die Leute an den Anblick, meinen Anblick, gewöhnt haben. Ich bin eine Kreuzbergerin und keine Exotin. Wir alle leben hier auf engstem Raum. Deutsche und Menschen aus etwa 180 anderen Nationen, also aus aller Welt, manche davon sind weniger und manche mehr deutsch. Was auch immer das hei-

ßen soll. Bin ich deutsch, weil ich den deutschen Pass besitze? Wahrscheinlich schon. Bin ich libanesisch, weil meine Eltern aus dem Libanon kommen? Wahrscheinlich schon. Aber bin ich deutsch, weil ich Termine perfekt organisiert und in mehrere farbige Kategorien unterteilt in meinen Kalender eintrage? Bin ich libanesisch, weil ich meine Freunde gerne zum Essen einlade und wir danach eine Schlägerei beim Bezahlen der Rechnung in Kauf nehmen? Das ist doch bescheuert. Stereotypen sind bescheuert. Fragt mich jemand mit diesem speziellen Unterton, woher ich komme, hat sich in seinem Kopf schon eine Palette an Vorurteilen gebildet, und er sagt eigentlich: »Du gehörst nicht dazu.« Ich werde ausgegrenzt.

Ob ich das nicht schon selbst mit meinem Hijab tue? Nein, ich grenze mich nicht selbst aus. Ich möchte das Kopftuch tragen, und ich möchte boxen, weil ich Sport liebe. Zwei Dinge aus unterschiedlichen Welten, die in mir zusammenwachsen. Das ist eben meine Identität. Das war nicht immer so selbstverständlich für mich. Aber beginnen wir von vorn.

Ich wurde am 14. Januar 1998 in Kreuzberg geboren und lebe immer noch hier. Baba ist Bauarbeiter und kommt abends manchmal mit weißen Haaren und einer Hand im Rücken nach Hause, aber er beklagt sich nicht. Er ist Mitte fünfzig und hat noch über zehn Jahre bis zur Rente. Meine Mama ist Mama von ganzem Herzen. Sie wird nie in Rente gehen, wird immer ein Auge auf uns vier haben. Wir vier, das sind meine große Schwester, ein jüngerer und ein älterer Bruder und ich. Wir alle verbringen gerne Zeit miteinander, besonders lieben wir unser gemeinsames Frühstück.

Jeden Sonntag gibt es Manakish, eine Art libanesische Minipizza. Im Libanon werden sie traditionell freitags gegessen,

aber wir haben nun einmal sonntags frei. Während der Teig in einer Schüssel Blasen wirft, wird ein kleiner tragbarer Ofen aus gebürstetem Stahl rausgeholt. Mama streicht den Teig in kreisenden Bewegungen aus, bis er rund und flach ist. Baba sitzt nicht bei uns Kindern und schaut zu, sondern macht das Gleiche wie Mama oder belegt gleichzeitig schon die Fladen. Einen mit Käse, einen mit Tomaten und einen mit Za'atar, das ist eine Gewürzmischung aus Thymian, Sesam und Sumach. Dann schieben sie die Fladen in den Ofen, und wir können sehen, wie der Teig langsam braun wird.

Fast mehr als das Frühstück an sich liebe ich diesen Anblick: Mama und Baba, wie sie das Essen vorbereiten. Wie Mama neckisch die Arme in die Hüften stemmt und Baba lacht, wie uns Geschwistern schon das Wasser im Mund zusammenläuft, wie die Küche immer wärmer wird und die Manakish schließlich in der Mitte des Tisches landen, dazu Minze und Hummus.

An Weihnachten gibt es eine Gans. Kein Witz. Eine duftende gebratene Gans. Einmal hatten wir sogar eine Tanne. Wir feiern nicht die Bedeutung von Weihnachten, jedenfalls nicht die religiöse, aber in dieser Zeit kommen wir als Familie zusammen und genießen die Feiertage. Mama und Baba haben den Großteil ihrer Familien im Libanon zurückgelassen, und das sind wirklich große Familien. Mama hat sieben und Baba zwölf Geschwister. Mama kommt aus einem eher unspektakulären, aber schönen Dorf aus dem Libanon und Baba aus Tyr, einer Großstadt mit Wolkenkratzern, lebendigem Treiben und einem lauten Markt. Tyr war einmal das antike Tyros, eine der bedeutendsten Städte der Phönizier, der Römer, aber nicht der Griechen - Alexander der Große hat vergeblich ver-

sucht, es zu erobern. Wenn ich dort zu Besuch bin, so etwa einmal im Jahr, kann ich nur staunen. Über das Hippodrom, in dem 30 000 Menschen Platz finden konnten, um die Pferde und Wagen bei den Rennen anzufeuern. Über die Ruinen, die zum UNESCO-Weltkulturerbe gehören. Dort säumen die Säulen einen hundertfünfundsiebzig Meter langen Weg, der ans Meer führt, wo sich das Salz weiterer Säulen annimmt. Das Meer ist sauber und spiegelt den türkisfarbenen Himmel wider. Am Strand spielen Touristen Volleyball, und Libanesinnen sonnen sich in Bikinis oder gehen in ihren Burkinis schwimmen. Etwa 60 Prozent der Bevölkerung ist muslimisch, der Rest besteht zum großen Teil aus Christen. Es kann so schön sein, wenn alle miteinander leben und sich akzeptieren. Aber so harmonisch ist es im Libanon nicht immer und war es auch nicht immer. Das Land wird schon lange von Krisen gebeutelt und hat auch heute seine Herausforderungen zu meistern.